

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Naturgeschichte und Technologie

für Lehrer in Schulen und für Liebhaber dieser Wissenschaften; zur
allgemeinen Schul-Encyclopädie gehörig

Geschichte des Menschen - ein Anhang zu Funk'[!]s Naturgeschichte und
Technologie; zur allgemeinen Schul-encykopädie gehörig

Funke, Carl Philipp

Braunschweig, 1799

Drittes Kapitel. Natur der geistigen Kraefte des Menschen

[urn:nbn:de:bsz:31-264139](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-264139)

Drittes Kapitel.

Natur der geistigen Kräfte des Menschen.

Der Geist muß denken. Ohne Denken gleicht
Der Mensch dem Ochs und Eselen im Stalle.

Bisher betrachteten wir die bloße Maschinerie des Körpers, seine einzelnen Theile und ihre Zusammensetzung, die Bewegungen und Veränderungen, welche dadurch hervor- gebracht werden, und die nächsten sichtbaren Ursachen derselben. Indes ist auch einigemal des Nervengeistes und der Seele, als der eigentlichen unsichtbaren Triebfedern dieser Bewegungen, Erwähnung geschehen, deren Natur wir nun jetzt noch zu untersuchen haben. Allein wir werden hier freilich auf manche Dunkelheit stoßen, wo nur ein schwacher Schimmer des von ferne dämmernden Lichts unsrer Schritte leitet.

Der Körper wird vermöge der Muskeln bewegt; das sehen wir, und begreifen es. Die Muskeln werden ferner durch die Nerven in Thätigkeit gesetzt; auch das ist klar und außer allem Zweifel. Aber wie wirken die Nerven auf die Muskeln? — Die erste Frage, die wir nicht befriedigend beantworten können.

Die durch äußere Gegenstände gereizten Nerven bringen gewisse Veränderungen im Gehirn, bringen Vorstellungen

gen hervor; dessen sind wir uns bewußt. Die Vorstellungen wirken wiederum abwärts aus dem Gehirn und zurück auf die Nerven, worauf alsdann Bewegungen erfolgen; das lehrt uns die Erfahrung in jeder Minute. Aber wie entstehen, vermittelst der Nerven, Vorstellungen im Gehirn; und wie wirken diese auf die Nerven zurück? — Die zweite, bisher noch unbeantwortete Frage.

Wo eine Wirkung ist, da muß auch eine Ursach seyn — ein Satz, der hier wol nicht erst bewiesen werden darf. Wir schließen also ganz richtig von jeder Wirkung auf Etwas, das dieselbe hervorbringt, und wenn wir dieses Etwas nicht sehen, nicht mit den Sinnen vernehmen; so denken wir es uns als ein verborgenes, unsichtbares, als ein geistiges Wesen. So sehen wir z. B., daß Magnet und Eisen einander anziehen, aber die Ursach dieser Erscheinung sehen wir nicht, wir mögen beide Materien so viel zerlegen und so lange untersuchen, wie wir wollen. Mit Grunde vermuthen wir folglich eine verborgne geistige Kraft, wovon diese Wirkung herkommt. Wir nennen also überhaupt alles das, was wir mit keinem unsrer Sinneswerkzeuge entdecken und erforschen können, und dessen Daseyn doch aus seinen Wirkungen erkannt wird, geistig, ohne eigentlich zu wissen, worinn das Wesen eines Geistes besteht *).

So weit scheinen wir noch sichern Trittes zu gehen und von dem geraden Wege der Erfahrung nicht abzuweichen. Wenn wir uns aber weiter wagen, wenn wir bestimmen wollen, was ein solches geistiges, den Sinnen nicht

*) Die Morgenländer nennen sogar schon die Luft und den Odem Geist, weil wir beides nicht sehen, ob es gleich durch das Gefühl empfunden wird.

erkennbares Wesen sey, so verirren wir uns in das Feld der Phantasien und Träume. Die Erfahrung sagt uns nur, daß dergleichen Wesen wirklich vorhanden sind, denn z. B. die anziehende Kraft des Magnets, das Vorstellungsvermögen im Gehirn, kann nicht die sichtbare Materie seyn, weil der Verlust der anziehenden Kraft und des Vorstellungsvermögens keine Veränderung in der Materie, keine Verminderung der Masse bemerken läßt. Ob nun die unsichtbaren überhaupt nicht in die Sinne fallenden Kräfte wesentlich von der Materie verschieden sind, darüber gibt uns die Erfahrung keinen Aufschluß.

Die meisten Weltweisen der alten und neuen Zeit setzen das Geistige dem Körperlichen schlechthin entgegen, indem sie dem erstern alle Ausdehnung und Theilbarkeit (im metaphysischen Sinn) absprechen, welche wir dem letztern beilegen. Sie berufen sich bei dieser Behauptung vornehmlich auf die Natur unsrer Vorstellungen, welche selbst einfach und geistig, nur in einem einfachen Wesen ihren Grund haben können. Denn, sagen sie, es ist ein Widerspruch, daß eine einzelne Vorstellung, als etwas Einfaches, unter mehrere Subjecte (die man doch bei einem nicht einfachen Wesen annehmen muß) vertheilt seyn kann. Sie unterscheiden daher diejenigen unsichtbaren Kräfte, deren Wirkungen sich durch das Vorstellungsvermögen äußern, von denen, welche dies Vermögen nicht haben, wie z. B. die magnetische, die elektrische Kraft u. S. Jene nennen sie im eigentlichen Sinn geistig; dieser hingegen schreiben sie Ausdehnung und andre körperliche Eigenschaften zu, und halten sie folglich nur für eine äußerst feine, den Sinnen nicht bemerkbare Materie. Und wenn sie auch einer, oder der andern dieser Kräfte die Benennung Geist beilegen, so verstehen sie es doch

nur uneigentlich, und verbinden damit nicht den Begriff des Einfachen.

Andre wollen in diesem System manches Willkürliche und Hypothetische finden, dem sie ihren Beifall nicht geben zu können glauben. Muß denn, fragen sie, die vorstellende Kraft in eben dem Sinn einfach seyn, wie die Vorstellung selbst? Was wissen wir von der Natur der Vorstellungen, daß wir mit einer solchen Gewisheit von dieser auf die Natur der vorstellenden Kraft schließen können? Hat nicht oft die zusammengesetzte Maschine eine sehr einfache Wirkung? Es ist also nicht nothwendig, daß Eine Vorstellung, die wir uns, als etwas Einfaches denken, in der Materie unter mehrere Subjekte vertheilt sey; sie kann eben sowohl auch das Resultat der Wirkungen mehrerer Subjekte seyn. Wenigstens scheint diese Hypothese von einem metaphysisch einfachen Wesen das Wunder des Vorstellungsvermögens durchaus nicht begreiflicher zu machen. Man kann eben so wenig erklären und verstehen, wie ein einfaches Wesen denkt, als wie dies einem zusammengesetzten möglich ist. Vielmehr werden durch Annahme jener Hypothese die Schwierigkeiten von allen Seiten gehäuft. Denn wenn die vorstellende Kraft in uns ein einfaches Wesen ist, wie kann sie auf die Materie und diese auf das Einfache zurückwirken? Und wo kommen die einfachen Wesen her? Wo befinden sie sich vor der Entstehung ihrer Organe, der Körper? Sind sie, ehe sie mit diesen verbunden werden, auch vorstellende Kräfte, oder nicht? Im letztern Fall würden sie, nach der Hypothese jener Weltweisen, selbst materiell seyn müssen, denn sie räumen nur den vorstellenden Kräften metaphysische Einfachheit ein. Haben sie aber schon vor ihrer Verbindung mit den Körpern der Menschen Vorstellungen gehabt, so entstehen wiederum neue, nicht zu beantwortende Fragen, als: existir-

ten

ten sie vor dieser Zeit ohne Organe, oder hatten sie dergleichen? Zu welchem Zweck existirten sie da? Warum erinnern sie sich jetzt, in Vereinigung mit den menschlichen Leibern, ihrer gebabten Vorstellungen und überhaupt ihres vorigen Zustandes nicht? Auf welche Art und wann kommen sie in den Embryo? — Da die größern Thiere offenbar Vorstellungen und folglich auch vorstellende Kräfte haben, so fragt sich's: sind diese ihrem Wesen nach den vorstellenden Kräften der Menschen gleich, und nur durch die Organe anders modificirt? Man gibt dies zu. Aber wie? Geht nicht in dem ganzen Thierreich, vom Affen und Elephanten an bis zur Milbe, zur Auster, zum Polypen, alles durch unmerkliche Abstufungen herunter, so daß man die Gränze des Vorstellungsvermögens schlechthin nicht bestimmen kann? Welch ein Labyrinth von Folgen!

Weit natürlicher und faßlicher, meinen diese Philosophen, sey folgendes System:

Es gibt in der ganzen Natur nur Eine unsichtbare Kraft, deren Wesen wir in unsrer jetzigen Beschränktheit unmöglich erkennen können. Wir werden nie im Stande seyn, mit völliger Gewißheit auszumachen, wie sie sich von der sichtbaren sinnlichen Materie unterscheidet, als nur in Hinsicht auf ihre Wirkungen. Diefen zufolge scheint sie hauptsächlich durch eigenthümliche Thätigkeit, so wie die Materie durch Trägheit, sich auszuzeichnen. Sie ist es, die überall die Körper belebt und bewegt, und in mannigfaltigen Gestalten und Wirkungen uns erscheint. Aus den elektrischen Wolken komt sie in verzehrendem Feuer herab; wir athmen sie in der Hülle der atmosphärischen Luft; tödtlich wird sie in phlogistischer Luft allem, was Odem hat, erquickend und stärkend aber in dephlogistischer Luft; in den Muskeln äußert sie Reizbarkeit, in den Ner-

ven Empfindlichkeit, und im Gehirn des Menschen —
Denkt sie.

In allen diesen Wirkungen ist es immer dieselbe Kraft, welche wirkt, und die verschiedenen Erscheinungen derselben gründen sich bloß auf den Unterschied der Organe, deren sie sich bedient. So bringt die Hand eines Künstlers auf verschiedenen Instrumenten auch verschiedne Töne hervor. Ganz augenscheinlich werden sowohl durch die Materie, als durch die Form eines Körpers, die Aeußerungen der belebenden Kraft bestimmt, und diese sind oft so ungleichartig, daß man sich leicht überredet, es seyen Aeußerungen verschiedener Kräfte. Die Thätigkeit der Muskeln und Nerven, wie verschieden von den Vorstellungen! Die Empfindung des Geschmacks, wie wenig gleicht sie der Empfindung des Sehens! Und doch gesehen wir Alle, daß sich die verschiedenen Empfindungen nur auf Eine Kraft beziehen *).

Dieses System, behaupten jene Philosophen, sey frei von den meisten Schwierigkeiten, welche das erstere drücken. Man dürfe nicht fragen: wo kommen die vorstellenden Kräfte, die Seelen, in uns her? Denn sie finden sich in der ganzen Natur, obwol sie erst in Verbindung mit menschlichen Körpern das Vorstellungsvermögen erhalten. Die Art und Weise, wie sie in den Embryo gelangen, erkläre sich auch leicht; es geschehe mittelst der Zeugung, indem der Same, so wie die Nerven und das Gehirn,

*) Nach der Verschiedenheit der Empfindungen nimt man gewöhnlich fünf Sinne im menschlichen Körper an, wozu aber Einige, wie bekannt, noch einen sechsten setzen. Hätten wir noch einmal so viel Sinne, so würden wir von den Organen Ränd. u. gewiß noch ganz andre Begriffe bekommen.

hirn, mit dieser belebenden Kraft erfüllt sey. Daß die Verminderung derselben im Körper — welche überhaupt durch ein beständiges Wirken erfolge, wenn sie nicht durch Zufuß von außen ersetzt werde — das Vorstellungsvermögen schwäche, lasse sich hiernach viel leichter begreifen, als nach dem System der Gegner. Da sie in allen Körpern verbreitet sey, so überkommen wir sie auch mit der Nahrung, vorzüglich aber mit der eingeathmeten Luft *). Auf die Frage: wie denn hiermit die Fortdauer der Seele nach dem Tode und das Bewußtseyn der Persönlichkeit bestehen könne, antworten sie: daß wir Zerstörung und Auflösung nur an sinnlichen Gegenständen wahrnehmen, aber nicht an unsinnlichen, und daß die Fortdauer der vorstellenden Kräfte nach Auflösung der Körper nicht zu bezweifeln sey. Ob sie ihr Bewußtseyn behalten werden, das mache die Voraussetzung der Einfachheit ihres Wesens um nichts gewisser, aber moralische Gründe habe man dafür.

Man lernt aus dem Streit dieser beiden Parteien wenigstens so viel, daß sich über das Wesen der vorstellenden Kraft nichts mit Gewißheit ausmachen läßt. Das System der kritischen Sceptiker hält sich daher lediglich nur an die Erfahrung, d. i. an die Wirkungen jener Kraft, ohne zu untersuchen, was sie an sich selbst sey. Dies scheint allerdings auch der sicherste Weg zu seyn, eine für uns brauchbare Kenntniß von derselben zu erlangen.

§ 5

Das-

*) Gedanken über die Luft und ihren Einfluß auf Wachstum und Nahrung organischer und belebter Wesen. Hamburg, 1787.

Dasjenige unsichtbare Wesen, welches die Nerven in Thätigkeit setzt, nennt man gemeinlich Nervengeist. Man hält es mit Wahrscheinlichkeit für eine äußerst feine Materie, die der magnetischen oder elektrischen gleicht.

Von dem Nervengeist unterscheidet man die vorstellende Kraft, und nennt sie Seele, insbesondere in so fern sie den Körper belebt und bewegt; Geist aber heißt sie in Beziehung auf die Vorstellungen und die Beschäftigungen mit denselben. Das letztere ist unter den Geschöpfen der Erde ausschließlich dem Menschen eigen, daher braucht man das Wort Geist nur vom Menschen; eine Seele schreibt man auch dem Thiere zu. Indes wird Seele oft im weitern Sinn genommen und Geist darunter mit begriffen.

Man nimmt an, daß Seele und Nervengeist unmittelbar auf einander wirken, daß aber die Seele die erste und eigentliche Grundkraft des Lebens sey, und daß der Nervengeist ohne Seele nicht wirken könne. Aus diesem Grunde heißt der Nervengeist das unmittelbare Werkzeug der Seele (Seelenorgan), so wie der ganze Körper ihr mittelbares Werkzeug genannt wird. Nun erklärt man sich die Erscheinungen so: Alle Veränderungen, welche mit uns vorgehen, haben ihren Grund theils in der Einwirkung äußerer Gegenstände *) auf den Nervengeist theils in der Zurückwirkung der Seele auf denselben. Mit der Geschwindigkeit der elektrischen Kraft fährt der Nerven-

*) Äußere Gegenstände heißen hier nicht diejenigen, welche außer dem Körper, sondern welche außer dem Nervengeist da sind, also auch das Blut im Körper u. s. w.

Natur der geistigen Kräfte des Menschen. 139

Nervengeist den von äußern Gegenständen empfangenen Eindruck der Seele zu, und eben so schnell theilt sich durch denselben die Zurückwirkung der Seele den Nerven selbst und vermittelt dieser den Muskeln mit. Der Eindruck der äußern Gegenstände auf den Nervengeist bringt in der Seele Vorstellungen hervor, und auf die Zurückwirkung der Vorstellungen in den Nervengeist erfolgen Bewegungen.

Allein es ist hierbei wol zu merken, daß uns die Erfahrung nichts von einem Unterschied zwischen Nervengeist und Seele sagt, sondern sie lehrt nur, daß Leben, Bewegung und Vorstellungen ihren Grund in einem unsichtbaren Wesen haben müssen, sey dies auch übrigens beschaffen, wie es wolle. Die kritische Philosophie führt jedoch folgenden Beweis von der Immaterialität der Seele *): Die Materie und ihre Veränderungen erscheinen nur dem äußern Sinn; die Veränderungen der Seele, oder die Vorstellungen können nur von dem innern Sinn (der Seele selbst vermittelt des Nervengeistes) wahrgenommen werden. Wäre die Seele mit der Materie gleichartig, so müßten sich auch die Veränderungen derselben im Raum anschauen lassen und Objekte des äußern Sinnes seyn, welches aller Erfahrung widerspricht. Substanzen an und für sich erkennen wir nicht, sondern blos ihre Accidenzien. Wenn nun die Accidenzien ganz heterogener Art sind, so muß unser Verstand auch die Substanzen, sofern sie durch die Accidenzien erscheinen, als heterogen denken. Wir nehmen aber zwei ganz heterogene Erscheinungen wahr: einige im Raum durch den äußern, andre blos in der Zeit durch den innern Sinn. Die letztern sind weder Accidenzen

*) Jakobs Grundriß der Erfahrungs- seelenlehre, Seite 34 und 38.

denzien der erstern, weil sie sonst im Raum seyn müßten, noch die erstern Accidenzien der letztern. Daher müssen wir uns dieselben als verschiedne Substanzen denken. Wir nennen die Substanz der äußern Erscheinungen, Materie; die Substanz der innern, Seele.

Doch wir wollen die unfruchtbare Spekulation über das Wesen der Seele bei Seite setzen, und vielmehr die Wirkungen derselben auf dem Wege der Erfahrung verfolgen, um ihre Natur, soweit es hiedurch geschehen kann, kennen zu lernen.

Alle Seelenwirkungen werden ursprünglich durch Eindrücke auf die Nerven veranlaßt. Sehr oft ist zwar die Seele auch ohne solche Eindrücke wirksam; aber die Veranlassung, den Stoff dazu, hat sie — vor längerer oder kürzerer Zeit — durch Nervenreizungen erhalten. Wir müssen uns also den ersten Zustand der Seele als leidentlich denken, wie er in der frühesten Kindheit wirklich ist, denn die Bedingung, unter welcher sich die Thätigkeit der Seele äußert, liegt in dem Nervenreiz.

Der Eindruck einer äußern Ursach auf die Nerven bringt in denselben eine Veränderung hervor, die wir das Gefühl nennen wollen, um sie von andern darauf folgenden Veränderungen unterscheiden zu können. Das Gefühl ist der allgemeinste Sinn, und deshalb scheint dieses Wort zur

zur Bezeichnung der genannten Veränderung am bequemsten zu seyn.

Die Veränderung in den Nerven theilt sich mit elektrischer Schnelligkeit der Seele mit, und bewirkt in derselben ebenfalls eine Veränderung; diese soll Empfindung heißen *). Bei der Empfindung geht der leidentliche Zustand der Seele eben so schnell, als unvermerkt in den thätigen über, indem ein Bewußtseyn des Gefühls, welches wir eben Empfindung nennen, nicht ohne Thätigkeit gedacht werden kann; doch ist dies Bewußtseyn nur subjektiv, d. i. die Seele beschäftigt sich mit dem Gefühl allein und nicht mit dem Gegenstande, der das Gefühl erregt.

Aus der Empfindung erzeugt sich aber bald die Vorstellung, wenn die Seele entweder die Empfindung selbst zum Objekt ihrer Aufmerksamkeit macht und sie als außer sich befindlich betrachtet; oder wenn sie sich den äußern Gegenstand, von welchem das Gefühl hervorgebracht worden ist, vorstellt und sich mit demselben beschäftigt. Im ersten

*) Der Sprachgebrauch macht unter Gefühlen und Empfindungen keinen Unterschied, und er hat insofern Recht, weil ein Eindruck auf die Nerven, der von der Seele nicht empfunden wird (wie z. B. im Ausbruch einer heftigen Leidenschaft dies oft der Fall ist), nicht wohl Gefühl heißen kann, und weil folglich Gefühle und Empfindungen als nothwendig beisammen, auch einerlei Sache, nämlich die Veränderung in der Seele, anzuzeigen scheinen. Allein da doch die Veränderung in den Nerven, wenn auch die Veränderung in der Seele noch so schnell darauf folgt, von dieser letztern wirklich unterschieden werden kann und muß; so sollte man auch für jene billig einen eigenen Ausdruck bestimmen, und dazu dürfte vielleicht das Wort Gefühl in mancher Hinsicht am schicklichsten seyn.

erstem Falle entsteht Selbstbewußtseyn, im andern Wahrnehmung (Apperception). Hat der wahrgenommene Gegenstand Bezug auf Erweckung einer Lust, oder Unlust, so gebiert die Wahrnehmung sinnliche Begierden und Verabscheuungen.

Ueberhaupt aber folgen auf die Vorstellung — sowohl unsrer Empfindungen, als der äußern Gegenstände — Begriffe, denn diese sind nichts anders, als Vorstellungen von den Eigenheiten eines Objekts, oder von dem, was einem Objekt eigen ist.

Die Begriffe führen ferner auf Erkenntniß, d. i. auf ein Bewußtseyn der Verhältnisse oder Beziehungen der Objekte auf einander. Die Erkenntniß ist nun entweder anschauend oder symbolisch. Jene erzeugt sich unmittelbar aus der Vorstellung der Objekte; diese entsteht vermittelt der Vorstellung der Zeichen (Symbole, z. B. der Worte). Von den übrigen Bestimmungen derselben nachher.

Die anschauende Erkenntniß gründet sich auf Konkrete und individuelle Begriffe, und hat vernünftige Bestrebungen (vernünftige Begierden und Verabscheuungen) zur Folge, in sofern der erkannte Gegenstand auf das Begehungsvermögen wirkt.

Die symbolische Erkenntniß gründet sich auf abstrakte und allgemeine Begriffe, und setzt Urtheile und Schlüsse zusammen (s. die folgende Erläuterung).

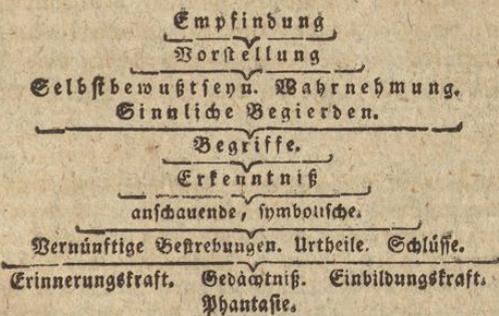
Allein nicht nur durch Eindrücke von gegenwärtigen Objekten werden in der Seele Empfindungen u. s. w. veranlaßt, sondern sie besitzt auch das Vermögen, in Abwesenheit dieser veranlassenden Ursachen die schon gehabten Vorstellungen

stellungen wieder zurückzurufen, welches Vermögen die Erinnerungskraft heißt. Wenn die Seele die zurückgerufenen Vorstellungen, als schon gehabte, wirklich anerkennt, so äußert sich das Gedächtniß.

Wir können uns auch das Bild des Objekts, welches vormals die Empfindungen, Vorstellungen u. s. w. erweckte, lebhaft und anschaulich wieder vorstellen, und dies Vermögen nennen wir die Einbildungskraft.

Die Einbildungskraft wird Phantasie, wenn sie die Objekte nicht mehr so, wie sie in der Natur vorhanden sind, sondern verändert darstellt, oder sich ganz neue schafft.

Dies sind nun die vornehmsten Operationen der Seele, wie sie natürlich auf einander zu folgen scheinen. Daß aber diese Zerlegung und Zerspaltung derselben bloß zu einer deutlicheren Kenntniß dienen soll, ist leicht zu erachten, denn in der Seele selbst gehen sie schnell und unmerklich in einander über und verschmelzen gleichsam in einander. Wie wollen sie aber doch zur bequemen Uebersicht noch einmal tabellarisch darstellen.



Setze

Jetzt müssen wir noch einige Erläuterungen über die einzelnen Theile des Ganzen hinzufügen.

G e f ü h l.

Das Gefühl, als die nothwendige Bedingung aller Sinnenwirkungen, ist nach Beschaffenheit der Organe von verschiedner Stärke und Dauer. Den stärksten Eindruck machen die Gegenstände auf den Sinn des eigentlich sogenannten Fühlens, wo die Veränderung in den Nerven (das Gefühl) durch unmittelbare Berührung der größern Theile der Gegenstände bewirkt wird. Dieser Sinn ist auch der allgemeinste, und verbreitet sich durch den ganzen Körper. Den Geschmacksin hat man nur, als eine Art desselben anzusehen *). Vorzüglich stark und dauernd ist der Reiz der Nerven in den innern Theilen des Leibes, denn hier treibt er (im gesunden Zustande) meist unwillkürlich zu äußern Handlungen, und erzeugt die thierischen Triebe. Die thierischen Triebe entspringen also sämtlich aus Reizungen im Körper, und haben entweder Anfüllung oder Ausleerung zum Zweck. Zu den Trieben der erstern Art gehören Hunger und Durst, zur andern, der Drang zur Entledigung vom Unrath und der Geschlechtstrieb. Ursprünglich wirken diese Triebe bei dem Menschen, wie bei dem Thier, instinktmäßig,

d. i.

*) Platner (N. Anthr. zw. B. S. 320) schränkt den Geschmacksin nicht bloß auf die Nerven der Zunge und des Gaumens ein, sondern glaubt, daß er mit einem geringern Grade der Klarheit in dem Magen, in den Gedärmen, und noch schwächer in den übrigen Theilen des Leibes herrsche; er sey also, wie das Gefühl, allgemein, aber doch auf der Zunge und im Gaumen am wirksamsten.

b. i. sie treiben uns zur Befriedigung gleichsam blindlings, ohne daß wir erst nöthig haben, die Gegenstände, welche dazu dienen, zu untersuchen und kennen zu lernen. So findet das neugeborne Kind die Brust der Mutter ohne alle Anweisung, und der Wilde kennt die Mittel, seinen Hunger und Durst zu stillen, meistens eben so sicher, wie das Thier, welches bekanntlich in der Wahl derselben nicht leicht irrt. Noch offener zeigt sich das Instinkt-arrige bei dem Geschlechtstrieb. Der Drang zur Entledigung vom Urath wirkt mechanisch, und kommt hier nicht weiter in Betrachtung. Wenn wir folglich unter dem Worte Instinkt denjenigen thierischen Trieb verstehen, welcher zu dem Gegenstande der Befriedigung, ohne vorhergegangene Anweisung, bloß vermittelt der Sinne (durch sinnliche Erkenntniß), hinleitet: so hat der Mensch unlegbar von Natur auch Instinkt. Er kann sie aber vereiteln und zu vernünftigen Trieben erhöhen, wenn er die Gegenstände der Befriedigung und ihre Zweckmäßigkeit kennen zu lernen sucht, und nach dieser vernünftigen Erkenntniß eine Auswahl trifft *).

In

*) Man pflegt sonst außer dem Geschlechtstrieb keinen Instinkt bei dem Menschen anzunehmen, aber, wie mich dünkt, gegen alle Erfahrung. Denn wer lehrte die in der Wildniß aufgewachsenen Menschen ihre Nahrungsmittel kennen? Weder ihre eigne Vernunft — denn die war nicht entwickelt — noch fremde Anleitung, sondern der Instinkt. Man weiß, wie scharf der Geruch der Wilden in Amerika ist, und daß sie hierin den Thieren nichts nachgeben; sie dürfen z. B. nur die Fußtapfen eines Menschen beriechen, so können sie schon sagen, zu welcher der um sie her wohnenden Nationen er gehört. Nun ist aber der Geruch der eigentliche Führer des Instinkts bei den Thieren, durch den jedes Geschlecht seine Nahrung und seinen Gatten findet, so daß man

Instinkt sich regt, auch den zur Befriedigung desselben bestimmten Gegenstand begehren, daher auf den Instinkt und thierischen Trieb thierische Begierde folgt.

Die Befriedigung selbst sowohl, als der Zustand nach derselben ist mit thierischem (körperlichem) Wohlseyn verbunden — wosern man in der Befriedigung nicht etwan über die Gränzen der Natur hinausschweift. Die thierische Lust, von welcher die Befriedigung des Triebes unmittelbar begleitet wird, besteht in einem Kitzel der Nerven, dessen Natur sich nicht weiter beschreiben läßt. Das Wohlbesfinden nach der Befriedigung rührt hauptsächlich davon her, daß der Reiz (zur Anfüllung oder Ausleerung) aufhört, und in dieser Hinsicht ist dasselbe mehr negativ (Abwesenheit eines beschwerlichen Reizes); jener hingegen (der Nervenkitzel) positiv. Hiernach gibt es denn auch zwei Grade der Sinnlichkeit: der erste und niedrigste besteht in dem Verlangen nach dem angenehmen Reiz der Nerven, ohne Rücksicht auf die Befriedigung des Naturtriebes, der andre hat aber zunächst die Stillung des thierischen Triebes zum Zweck, und diesem ist das angenehme Gefühl das bei untergeordnet.

Der

man ihn mit Recht den Instinkt, Sinn nennen kann, folglich muß auch der Mensch, bei dem dieser Sinn von Natur fast eben den Grad der Feinheit hat, vermittelst desselben die bestimmten Objekte seiner Bedürfnisse aufspüren können. Daß der Instinkt die Thiere stärker und sicherer leitet, und daß er sich bei ihnen viel häufiger äußert, als bei den Menschen, ist allerdings richtig. Er dient aber dem Menschen auch nur im Nothfall und besonders vor dem Erwachen der Vernunft. Kunsttrieb ist das einzige Geschenk, welches die Natur einigen Thiergeschlechtern ausschließlich verliehen hat. Eine angeborne Fertigkeit, etwas Regelmäßiges und den bestimmten Zwecken vollkommen Entsprechendes außer sich darzustellen, besitzt der Mensch nicht.

Der hier genannte niedrigste Grad der Sinnlichkeit scheint sich bei den Thieren — wenigstens im Stande der Natur — nicht zu finden, sondern nur bei dem Menschen, und so wie derselbe durch den Gebrauch der Vernunft sich weit über das Thier erheben kann: so kann er auf der andern Seite auch wieder tief unter dasselbe herabsinken. Das Thier frist, wann es vom Hunger getrieben wird, und es hört auf, wann es satt ist. Der Mensch ist nicht nur oft ohne Hunger, und mehr, als er zur Sättigung braucht, sondern er verhindert auch durch künstliche Mittel, so lange er kann, die Sättigung, um desto länger den Geschmack verzugnen zu können. Ihm ist also nicht die Sättigung, sondern der Nervenkitzel, Zweck des Essens; ganz wider die Absicht der Natur. Zu der Zeit, als die Ueppigkeit in Rom unter einem Helioabalus u. außß höchste gestiegen war, herrschte die Sitte, daß bei Schmausereien für jeden Gast ein Brechpulver hingelegt wurde, dessen er sich bediente, wenn er satt war. Er entfernte sich dann auf einige Minuten aus der Gesellschaft, um die genossenen Speisen von sich zu geben, lehrte darnach zurück, und aß von neuem. In England sollen sich die Gäste selbst mit Brechmitteln und Verdauungspulvern versehen, und sie während oder doch gleich nach der Mahlzeit einnehmen.

Das Thier begattet sich, wenn es den Trieb dazu fühlt, und sobald dieser gestillt ist, denkt es nicht weiter daran, den damit verbundenen Nervenreiz zu erneuern. Man sieht dies offenbar an den Thieren außer der Brunstzeit, wo beide Geschlechter ruhig neben einander gehen, weil der innere Drang zur Begattung fehlt. Aber den Menschen hält der Mangel des innern Reizes nicht ab, sich den äußern zu verschaffen; er sinnt auf allerlei künstliche Mittel, den schlafenden Trieb zu erwecken und die erschöpften Kräfte zu stärken.

ten. Also auch hier verkehrt der Mensch Mittel und Zweck, und handelt der Natur entgegen.

Wenn man isset, um satt zu werden, und die Reize des Geschlechtstriebes nicht erkänstelt und erzwingt, so lebt man nach den Gesetzen der thierischen Natur und genießt thierisches Wohlseyn. Allein der gebildete, vernünftig handelnde Mensch sieht das Essen, als ein nothwendiges Mittel zur Stärkung und Erhaltung des Lebens an *), und folgt dem Geschlechtstriebe nur dann, wenn er den letzten Zweck desselben wenigstens ohne Furcht vor Augen haben kann. In der Hinsicht hat die Natur sehr weise dafür gesorgt, daß dieser Trieb dem Willen des Menschen mehr unterworfen ist, als die übrigen, weil physische und moralische Ursachen die Befriedigung desselben zuweilen widerrathen.

S. das erste Kapitel.

Feiner als der Sinn des Fühlens ist der des Geruchs, und noch feiner der Sinn des Gehörs und des Gesichtes. Die Gründe sind im vorigen Kapitel angegeben. Doch rechnet man den Sinn des Geruchs, wobei unmittelbare Berührung (wiewol nur der feinsten Theile) Statt findet, noch zu den größern Sinnen. Allein unnatürlich scheint es, wenn die Geruchsnerven durch Berührung einer groben Materie, wie z. B. von Schnupstabaek, gereizt werden, da sie nur bestimmt sind, den Eindruck von den feinsten Theilen zu empfangen.

In Ansehung der Stärke sind überhaupt die Gefühle bei den Menschen sehr verschieden, und es gibt vielleicht nicht zwei Personen, welche von einem Gegenstand vollkommen gleich afficirt werden. Auf diesem Unterschied beruhet dann

*) Ist nicht das Leben mehr, denn die Speise!

dann auch mehrentheils der Unterschied der Empfindungen, Vorstellungen und des ganzen Charakters.

Empfindung.

Dies ist eigentlich die erste Seelenwirkung, welche sich von den übrigen dadurch auszeichnet, daß in der Seele das Bewußtseyn ihres gegenwärtigen Zustandes mit vorzüglicher Klarheit herrscht, und die Vorstellung von dem Objekt verdunkelt. Doch hat auch die Empfindung, wie das Gefühl, mehrere Grade von Stärke. Bei dem höchsten Grade eines angenehmen Gefühls, z. B. wenn wir eine reizende Musik hören, überlassen wir uns zuweilen den Empfindungen so sehr, daß alle Objekte (und wir selbst als Objekte betrachtet) aus unserm Bewußtseyn verschwinden, und wir in den Zustand des Entzückens gerathen. Einen so hohen Grad von Empfindung scheint aber der Sinn des Gesichts nicht zu verstaten, weil man durch ihn mit der Empfindung allemal zugleich auch eine Vorstellung von dem Objekt erhält, und diese die Empfindung schwächt. Wir pflegen daher die Augen zu verschließen, wenn wir ungestört empfinden wollen.

Man theilt die Empfindungen ein in thierische und menschliche. Jene haben wir mit den Thieren gemein, diese kommen uns ausschließlich zu. Die thierischen Empfindungen beziehen sich auf den Zustand des Körpers, dessen Wohlfeyn in Befriedigung der Instinkte und Triebe und in einer ungehinderten Thätigkeit der Lebenskraft besteht. Sie entspringen also auch aus einer doppelten Quelle, nämlich aus dem Gefühl des ungestörten oder gestörten Ganges der Lebensverrichtungen, und aus dem Gefühl der befriedigten oder nicht befriedigten Triebe. Zu der erstern

Art gehört die angenehme Empfindung, welche wir haben, wenn das Verdauungsgeschäft gut von statten geht, und so auch die unangenehme Empfindung bei dem Gegentheil *). Denn die Seele bekommt, vermittelt der Nerven, wie schon im vorigen Kapitel gezeigt worden ist, von dem jedesmaligen Zustande ihres Körpers eine sichere — oder doch nur selten täuschende — Nachricht. Empfindungen der andern Art sind diejenigen, welche von Gegenständen erregt werden, die auf thierische Begierden und Verabscheuungen eine nähere oder entferntere Beziehung haben, z. B. der Geruch einer eßbaren Frucht u. s. w.

Menschliche Empfindungen entstehen aus der Anschauung des Schönen und sittlich Guten und deren Gegentheils. Dieser Empfindung ist kein Thier fähig. Die ersten (Empfindungen des Schönen) pflegt man ästhetische, die andern moralische oder sittliche zu nennen. Der Anblick einer schönen Blume, des gestirnten Himmels u. erregt eine ganz eigne Art von angenehmen Empfindungen, welche sich von den thierischen hauptsächlich dadurch unterscheiden, daß sie frei von der Begierde nach Genuß sind. Eine Heerde hungriger Schaafe äußert bei Erblickung einer blumigten Wiese auch angenehme Empfindungen, aber es sind nicht die des empfindsamen Hirten. Ob die Empfindung, welche eine schöne Menschengestalt einflößt, ästhetisch oder thierisch sey, läßt sich hiernach in jedem

*) Aus den ganz dunkeln Empfindungen dieser Art entstehen die sogenannten thierischen Voraussetzungen, z. B. die Ahnung von einer bevorstehenden (bestimmten) Krankheit, von einer unzeitigen Niederkunft; ferner während einer Krankheit selbst die plötzlich entwandne und oft nicht zu besiegende Lüsternheit nach einer gewissen Speise, durch deren Genuß die Krankheit gebrochen wird, u. dergl. m.

jedem besondern Fall leicht beurtheilen. Aber nicht nur das Schöne in der wirklichen Natur, sondern auch das Schöne in der Nachahmung und durch die Phantasie aufgestellt, erweckt ästhetische Empfindungen. Ein prächtiges Gebäude, ein harmonischer Gesang, ein rührendes Gedicht, bringen eben die Wirkungen in der Seele hervor, d. i. sie gefallen uns, ohne Beziehung auf irgend einen Trieb oder eine sinnliche Neigung. —

Wiederum von anderer Art sind die moralischen Empfindungen. Sie haben ihren Ursprung von dem Eindruck sittlicher Handlungen, deren Rechtmäßigkeit oder Unrechtmäßigkeit (Uebereinstimmung mit unsern Begriffen von Vollkommenheit oder Abweichung davon) Wohlgefallen oder Mißfallen erweckt. Die Großmuth, welche dem Verleider verzeiht, zwingt dem unpartheiischen Zuschauer Mißfall ab, und läßt ihn nicht ohne Nahrung, ohne theilnehmende Empfindung *).

Allein selten — bei gebildeten Menschen vielleicht nie — sind diese Empfindungen, die thierischen sowohl als die menschlichen, die ästhetischen und die moralischen, ganz rein und unvernischt, und zuweilen fließen sie so stark in einander, daß sie ihren speciellen Charakter ganz verli-

§ 4

ren

*) Das Vermögen überhaupt, das sittlich Gute und Böse zu empfinden, d. i. es zu beurtheilen, ohne daß dabei die Gründe erst entwickelt werden, nennt man das moralische Gefühl. Es gründet sich also doch zuletzt auf den Verstand und die Bildung desselben, daher es auch bei verschiedenen Völkern so ungemein verschieden ist.

Eben so beurtheilt der Verstand auch das Wahre und Falsche oft ganz richtig, ehe er sich die Gründe seines Urtheils entwickelt, und wer dies Vermögen besitzt, dem schreibt

ren und eine eigne Gattung von vermischten Empfindungen machen.

Vorstellung.

Die zweite Hauptwirkung der Seele, eine natürliche Folge der erstern. Die Empfindung — sey sie angenehm oder unangenehm, doch jene vorzüglich — zieht uns unwillkürlich zu dem Gegenstande hin, von welchem die Empfindung herkommt. Oft machen wir die Empfindungen selbst zum Object unsrer Vorstellung, und dann entsteht überhaupt Selbstbewußtseyn, und inebesondrer Freude bei angenehmen und Traurigkeit bei unangenehmen Empfindungen, nebst ähnlichen verwandten Affekten.

Die Vorstellung der Gegenstände außer uns erregt thierische Begierden, wenn die Empfindung thierisch war; Erstaunen, Bewunderung zc. bei Empfindungen des ästhetisch Schönen; bei moralischen Empfindungen, Hochachtung (oder im Gegentheil Verachtung), Liebe, Haß zc. Wir sehen hieraus, daß die angenehmen und unangenehmen Empfindungen der ursprüngliche Grund aller sinnlichen Bestrebungen sind, deren verschiedene Grade und Beschaffenheiten wir mit den Wörtern Neigung, Hang, Affect und Leidenschaft ausdrücken. Die Neigung

schreibt man gesunden, oder gemeinen Menschen verstand zu.

Auf die Empfindung des ästhetisch Schönen hat das Urtheil des Verstandes nicht weniger Einfluß, denn der Geschmack, d. i. das Vermögen, richtig und schnell ohne klares Bewußtseyn der Gründe, zu empfinden, was schön ist, setzt die Bildung des Verstandes voraus.

gung ist ein ruhiges, mit keiner merklichen Gemüthsbewegung verbundenes Bestreben nach einem Objekt, und so im Gegentheil Abneigung. Ist der Mensch für eine besondere Neigung vor andern leicht empfänglich, so entsteht ein Hang, d. i. eine fortdauernde starke Neigung. Affekten nennen wir diejenigen Gemüthsbewegungen, worin das Bewußtseyn unserer Empfindungen und unsers Gemüthszustandes klarer ist, als das Bewußtseyn der Vorstellungen und des Objekts, z. B. Schaam, Reue, Aerger, Freude, Traurigkeit. Ist aber bei den Gemüthsbewegungen das Bewußtseyn der Vorstellungen und des Objekts klarer, als das Bewußtseyn unsrer Empfindungen, so heißen sie Leidenschaften, welche sich durch ein vorzüglich thätiges Bestreben äußern, z. B. Geschlechtsliebe, Zorn, Rachgier u. Je schwächer das Bewußtseyn unsrer selbst und je lebhafter die Vorstellung des Objekts wird, desto mehr wächst die Leidenschaft und der Zorn z. B. geht alldann in Wuth über.

Begriff.

Ohne Vorstellung ist kein Begriff möglich; aber jede (neue) Vorstellung liefert uns auch Begriffe. Man versteht nämlich darunter das Bewußtseyn der Eigenheit eines Objekts. Wenn ich z. B. eine Rose ansehe, so bekomme ich einen Begriff von ihr, d. i. eine Vorstellung von den Eigenheiten, von den Merkmalen derselben.

Man nimmt in Ansehung der Vollkommenheit der Begriffe drei Grade an, die man mit den Wörtern Dunkel, Klar und deutlich bezeichnet. Wir haben einen dunkeln Begriff von einem Gegenstande, wenn wir uns seiner Merkmale — wie dessen, das man im Dunkeln, in der Dämmerung gesehen hat — nicht recht bewußt sind; bei dem klaren Begriff sind wir uns zwar einiger Merkmale bewußt,

aber sie reichen nicht zu, um den Gegenstand im vorkommenden Fall hinlänglich beschreiben und von einem ähnlichen unterscheiden zu können; der deutliche Begriff hingegen sichert uns gegen alle Verwechslung des vorgestellten Gegenstandes mit ähnlichen, und setzt uns in den Stand, auch andern eine vollständige Beschreibung davon zu geben. Man erblickt z. B. eine Pflanze, wendet sich aber, ohne dabei zu verweilen, wieder zu einem andern Gegenstand, so wird man nur einen dunkeln Begriff von derselben haben. Betrachtet man sie etwas genauer, so erhebt sich der Begriff zur Klarheit, und endlich, wenn man die charakteristische Eigenheiten und Kennzeichen wahrnimmt, so ist der Begriff deutlich.

Auch ist die Eintheilung der Begriffe in abstrakte und konkrete, allgemeine und individuelle zu bemerken. Abstrakte und allgemeine Begriffe entstehen alsdann, wenn man mehrere Objekte mit einander vergleicht, und das, was ihnen allen gemeinschaftlich zukommt, mit einem gemeinschaftlichen Zeichen ausdrückt. Solche allgemeine und abstrakte Begriffe geben die Wörter Baum, Thier, Jugend, möglich. Konkrete und individuelle Begriffe im Gegentheil sind diejenigen, welche das Verhältniß eines einzelnen bestimmten Objekts zu den übrigen, oder zum Subjekt uns vorstellen. Dergleichen Begriffe werden durch die Wörter: die Eiche, das Schaaf, der Hund (Objekte, die ich eben vor mir sehe), mitgetheilt. Denkt man sich aber bei diesen Wörtern nicht ein einzelnes Objekt (Individuum), so ist der Begriff davon auch abstrakt. Die Nomina Propria, z. B. Berlin, Friedrich der Einzige etc. bezeichnen durchaus und immer konkrete Begriffe.

Erkenntniß.

Die Begriffe sind nothwendige Materialien zur Erkenntniß. Denn man kann die Verhältnisse der Objekte zu einander (und zum Subjekt) nicht erkennen, ohne Begriffe von den Eigenheiten derselben zu haben. Es gibt in der Erkenntniß nach Beschaffenheit der Begriffe, ebenfalls Stufen der Vollkommenheit. Ueberhaupt aber erkennen wir einen Gegenstand, wenn wir eine, oder mehrere Beziehung desselben auf andre Gegenstände, oder auf uns selbst wissen.

Wichtig ist der Unterschied der anschauenden und symbolischen Erkenntniß. Das Wort anschauen heißt eigentlich, wie bekannt, sich ein Objekt durch den Sinn des Gesichts vorstellen. Da nun vermittelt dieses Sinnes von dem Objekt ein Bild (im Kleinen) der Vorstellungskraft zugeführt wird; so nennt man die Vorstellungen überhaupt, welche diesen wesentlichen Charakter mit der eigentlichen Anschauung gemein haben, daß sie das Objekt wie unter einem Bilde zusammenfassen, Anschauungen. Folglich können auch die übrigen Sinne mit Hilfe der Einbildungskraft, so wie diese für sich selbst, in Ermanglung sinnlicher Eindrücke, Anschauungen gewähren; jedoch letztere nur unter der Bedingung, wenn Anschauungen der Sinne von demselben Objekt, oder wenigstens von ähnlichen Objekten, vorgegangen sind. Hiernach kann man sich leicht erklären, worin die anschauende Erkenntniß besteht. Wir erkennen nämlich einen Gegenstand anschauend, wenn die Vorstellung das ganze Bild desselben, vornehmlich die Figur, Größe und Farbe, nächst dem aber auch andre Bestimmungen, in soweit sie auf die Sinne einwirken, auf fast, und ihn dadurch unterscheidet.

Die

Die anschauende Erkenntniß schließt den Gebrauch der Wörter und Zeichen nicht aus, nur dürfen sie keine abstrakte und allgemeine Begriffe bezeichnen, denn diese kann man sich nicht unter einem bestimmten Bilde vorstellen z. B. die Wörter: nützlich, Geschöpfe, geben keine Bilder.

Weil die anschauende Erkenntniß das Objekt nur durch den Total-Eindruck und nicht durch einzelne davon abgezogene Merkmale unterscheidet, so ist sie auch nur dunkel oder klar, niemals aber deutlich. Nach einem bekannten psychologischen Gesetz wirkt deutliche Erkenntniß auf das Begehungsvermögen gar nicht, sondern nur Empfindung und sinnliche Vorstellung. Wenn ich z. B. die chemischen Bestandtheile des Brodts kenne, so habe ich eine vollkommen deutliche Erkenntniß von demselben; allein dies wird mich nicht im geringsten zum Genuß reizen, wosern nicht Hunger und die Vorstellung von der durch den Genuß zu erhaltenden angenehmen Empfindung mich dazu treiben. Oft bewirkt sogar die deutliche Erkenntniß eines uns sonst angenehmen Gegenstandes eine Gleichgültigkeit dagegen, und sie verliert dadurch für uns allen sinnlichen Reiz. So ist es mit vielen Gegenständen des Gesichts, die uns von ferne gefallen, in der Nähe aber nicht. Hieraus ergibt sich nun die Regel, daß anschauende Erkenntniß weit mehr auf die Thätigkeit des Willens wirkt, als deutliche Erkenntniß, eine an Folgen überaus fruchtbare Regel. *)

Die anschauende Erkenntniß hat mit der Empfindung die Aehnlichkeit, daß die Eindrücke sehr zusammengesetzt sind,

*) Ausführlicher handelt hiervon die längst bekannte vortrefliche Schrift: Versuch über die anschauende Erkenntniß, ein Beitrag zur Theorie des Unterrichts, von P. J. Lieberkühn.

sind, und von der Seele zugleich wahrgenommen werden. Dagegen unterscheidet sie sich von der Empfindung auch wiederum darin, daß diese durch das Angenehme des Objekts und dessen Gegentheil, die anschauende Erkenntnis aber durch das Gute und Nützliche und deren Gegentheil uns zu Handlungen bestimmt. Wenn ich z. B. ein schönes Gemälde sehe, so kann ich nicht hindern, daß es einen angenehmen Eindruck auf mich macht, d. i. daß ich das Schöne empfinde, und dies wird mich bestimmen, näher hinzu zu treten und es aufmerksam zu betrachten. Nun geht die Empfindung in Vorstellung, in anschauende Erkenntnis über; ich bemerke in den einzelnen Theilen des Gemäldes Unsitlichkeiten, und dies bestimmt mich, die Augen wegzuwenden. So wie also die Vorstellung der Objekte, in sofern sie Empfindungen erregen, thierische Begierden und Verabscheuungen erzeugt: so bringt die Vorstellung der Objekte, in sofern sie anschauend erkannt werden, vernünftige Begierden und Verabscheuungen hervor. Diese letztern machen überhaupt das Willensvermögen aus, welches nur dem Menschen zukommt. Der Mensch will, oder will nicht, wenn das erkannte Gute, oder dessen Gegentheil der Bewegungsgrund zu seinen Handlungen ist. Das Thier begehrt oder verabscheuet, wenn der sinnliche Eindruck die Triebfeder seiner Handlungen ist. Alle Objekte des Begehrungsvermögens können von dem Menschen durch Anschauung des Guten und Nützlichen zu Objekten des Willensvermögens gemacht werden. Speise und Trank sind Objekte des Begehrungsvermögens, denn der thierische Trieb reizt uns, diese Gegenstände zu begehren. Sie werden aber Objekte des Willensvermögens, wenn wir erkennen, ob die eben vor uns stehenden gesund oder ungesund sind, und dann wollen wir sie genießen oder nicht. Es gibt aber auch Objekte, die bloß auf den Willen wirken, z. B. Geld und Ehre. Das Streben nach dem Besitze derselben

selben gehdrt folglich (allgemein genommen) zu den vernünftigen Trieben.

Die symbolische Erkenntniß hat ihre Benennung von dem wesentlichen Charakter, welcher sie von der anschauenden unterscheidet. Sie stellt nämlich die Objekte mittelst der Zeichen (Symbole) oder Wörter vor, und betrachtet die einzelnen Theile eines Objekts nach und nach (successivo), statt daß die anschauende Erkenntniß sie zusammen gleichsam unter einem Bilde (als coexistent) sich vorstellt. Der Anblick und die Betrachtung eines Pferdes z. B. gibt uns eine anschauende Erkenntniß von demselben. Beschreibt dagegen jemand es als ein Säugethier mit ungetheilten Hufen, welches oben und unten sechs Schneidezähne hat u. s. w., so bekommen wir dadurch eine symbolische Erkenntniß vom Pferde. Wenn man sagt: Eine Figur, welche einen Raum mit drei geraden Linien einschließt, ist ein Triangel, so hat man eine symbolische Erkenntniß davon. Zeichnet man aber die Figur an die Tafel, so wird die Erkenntniß anschauend. Denn die Seele besitzt das Vermögen, auf Ein Merkmal des vorgestellten Gegenstandes die Aufmerksamkeit besonders zu richten, und die übrigen aus dem klaren Bewußtseyn verschwinden zu lassen (Absondungsvermögen). Verbindet sie mehrere abgesonderte Merkmale zu einer neuen Vorstellung, und läßt die Objekte, von welchen die Merkmale abgesondert sind, aus dem Bewußtseyn fallen; so abstrahirt sie, und dergleichen Vorstellungen heißen abstrakte Vorstellungen, wie z. B. bei dem Worte Säugethier haben. Da die Absondrungen und Abstractionen nicht außer der Seele, wie wir die sinnlichen Objekte, vorhanden sind, so würde sie dieselben ohne sinnliche Zeichen nicht festhalten können, daher sind diese eine nothwendige Bedingung der symbolischen

sehen Erkenntniß, denn sie vertreten die Stelle der Objekte selbst.

Aus den Abstraktionen bilden sich Urtheile, worin man Subjekt, Prädicat und Verbindung derselben (Kopula) unterscheiden kann. Der Satz: Gift ist Thieren schädlich, enthält ein Urtheil dessen Subjekt, Gift, mit dem Prädicat, schädlich, durch die Kopula, ist, verbunden wird. Gift und schädlich bezeichnen abstrakte Begriffe *). Die Urtheile führen zu Schlüssen. Wenn wir aus der Zusammenhaltung des Subjekts und Prädicats in den Urtheilen ihre Zusammenstimmung oder ihren Widerspruch gegen einander erkennen; so begnügen wir uns auch mit den Urtheilen. Ist dies aber nicht unmittelbar aus der Zusammenhaltung jener beiden Begriffe zu erkennen; so nehmen wir noch einen dritten Begriff (terminum medium) zu Hilfe, und so entsteht ein Schluß. In dem zuvor angeführten Urtheil: Gift ist schädlich, wird die Zusammenstimmung des Subjekts und Prädicats aus dem Begriff des Subjekts selbst erkannt. Sagte aber Jemand: dies Salz ist schädlich; so erkennt man weder sogleich eine Zusammenstimmung noch einen Widerspruch des Subjekts und Prädicats. Zu dem Ende braucht man nun noch einen Mittelbegriff, aus dessen Vergleichung mit dem Subjekt und Prädicat man auf die

*) Vorstellungen, welche sich bloß auf Empfindungen gründen, können ohne alle Begriffe eine ähnliche Wirkung hervorbringen. Man nennt sie auch Empfindungsurtheile. Wenn der Hund seinen Herrn unterscheidet, so kann man gewissermaßen sagen, er urtheilt: aber das Urtheil beruhet bloß auf Empfindungen, vornehmlich auf den Geruch, und ist nie allgemein, sondern immer nur indiividuell. So kennt das Thier auch einzelne Gifte, und stierhet sie. Der (kultivirte) Mensch hingegen urtheilt nach allgemeinen Begriffen.

die Zusammenstimmung oder Nichtzusammenstimmung schließt. Diesen Mittelbegriff könnte das Wort Gift ausdrücken, und somit machte man folgenden Schluß: Gift ist schädlich; dieses Salz (Arsenik) ist Gift; folglich ist dieses Salz schädlich. Das erste Glied des Schlusses heißt in der Kunstsprache der Obersatz (major); das zweite, der Untersatz (minor); das dritte, der geschlossene Satz (conclusio).

Die Vortheile, welche uns die symbolische Erkenntniß gewährt, sind sehr wichtig. Sie schwächt, wie wir vorhin bemerkt haben, die Macht der Empfindungen, und befreit uns also von der Herrschaft der Sinnlichkeit, von Vorurtheilen und Irrthümern. Wie furchtbar erscheint der Tod der sinnlichen Vorstellung! und was ist er, wenn die Abstraktion ihn betrachtet? Nichts, als natürliche Trennung des Zusammengefügten. Die symbolische Erkenntniß ist es, welche den Menschen zum Menschen macht, und ihn Vergnügungen zu Theil werden läßt, deren kein andres Geschöpf auf der Erde fähig ist. Das intellektuelle (Verstandes-) Vergnügen, das reinste und edelste unter allen, fesselt den Geist des gebildeten Menschen weit mehr, als das, welches aus Anschauungen entsteht, ein Beweis, daß er dereinst auf einer höhern Stufe seines Daseyns, im Denken seine größte Seligkeit finden wird. Denn mit Recht nennen wir das, das symbolische Erkennen, Abstrahiren, Urtheilen und Schließen vorzugsweise vor andern Seelenwirkungen Denken, und das Denkvermögen Verstand, weil nichts den Menschen so sicher von den Thieren unterscheidet, als eben dies Vermögen *).

Er 2

*) Gewöhnlich heißt in der Logik das Vermögen zu abstrahiren, Verstand, und das Vermögen zu urtheilen und zu schließen, Vernunft. Schicklicher scheint es mir, das ganze

Erinnerungskraft.

Wenn nicht die Seele das Vermögen besäße, Vorstellungen zu behalten, sie wieder zu erneuern und sich derselben bewußt zu seyn; so würden ihr die übrigen Kräfte wenig nützen; ja, sie würde sie nicht einmal gebrauchen und ausüben können. Keinen Gegenstand würde sie kennen lernen, sondern es würde ihr alles immer neu und unbekannt bleiben. Man sieht dies zuweilen in schweren Krankheiten, wo das Gedächtniß verloren geht und der Erwachsene eben so unwissend wird, wie ein unmündiges Kind. Es ist also dies Vermögen, von welchem wir reden, das Fundament aller menschlichen Erkenntniß.

Vergebens bemühet man sich, die eigentliche Art und Weise, wie die Seele Vorstellungen behalten und sich derselben wieder erinnern kann, bestimmen zu wollen. Indes nehmen die meisten Philosophen an, daß durch jede lebhaft empfundene und Vorstellung eine eigne materielle Veränderung in den Gehirnsfibern, oder wie andre sagen, in dem Nervengeist bewirkt werde, und aus dieser Hypothese erklären sie dann die merkwürdigen Erscheinungen dieser Kraft. Dahin gehört die Stärke des Gedächtnisses in der Jugend, wo bei der Geschmeidigkeit der Gehirnsfibern die Veränderung leichter aufgenommen und tiefer eingedrückt wird, als wenn sie schon steif sind, wie im Alter; der Verlust desselben bei Verletzungen des Gehirns; die Wiederherstellung nach geheilter Krankheit u. s. w. Von dem Zusammenhang der Gedächtniskraft mit dem Gehirn hat man als

ganze Denkörmögen Verstand und die angebohrne Fähigkeit dazu Vernunft zu nennen, wovon schon in der Einleitung der Grund angegeben ist.

Sunks Naturg. Unhang.

lerdings äußerst sonderbare Beispiele. Man weiß, daß Verletzung eines Theils im Gehirn auch nur die Vergessenheit gewisser Arten von Gegenständen nach sich gezogen hat. Bei heftigen Erschütterungen und Betäubungen, ohne eigentliche Verletzung, verschwindet das Gedächtniß auf längere oder kürzere Zeit, bis die natürliche Ordnung in den Bewegungen der Gehirnsnerven wieder hergestellt ist, und auch in diesem Fall bemerkt man zuweilen auffallende Erscheinungen. Ein Mann hielt auf dem Gerüste eines zu erbauenden Hauses eine Rede. Das Gerüste stürzte nieder, und er mit demselben, so daß er für todt nach Hause getragen wurde. Er lag einige Tage sinn- und sprachlos. Sobald er wieder zu sich selbst kam, setzte er seine Rede gerade da fort, wo sie durch den Einsturz des Gerüsts unterbrochen worden war. Ein andrer wurde mitten in einem Befehl an seinen Bedienten von innern Krämpfen befallen, und verlor plötzlich Sprache und Bewußtseyn. Nach sechs Monaten, als er sein völliges Bewußtseyn wieder erhielt, fuhr er ebenfalls in dem Befehl fort, wo er ihn abgebrochen hatte. — Mehrere Merkwürdigkeiten dieser Art anzuführen, so unterhaltend es auch seyn möchte, verstattet der Raum nicht. Auch bleibt die sich leicht darbietende Betrachtung über diese Materie billig dem Leser selbst überlassen.

Die Erinnerungskraft beruhet gänzlich auf der sogenannten Vergesellschaftung (Association) der Vorstellungen, und diese hat ihren Grund in der Ähnlichkeit und der Entgegengesetztheit, in der Gleichzeitigkeit und in der Zeitfolge der Vorstellungen. Die Vorstellung eines Gegenstandes, der einem andern ähnlich ist, erweckt auch gleich die Vorstellung von diesem, z. B. der Anblick eines Fremden erinnert an den ihm ähnlichen Freund. Auch entgegengesetzte Vorstellungen associiren sich, wie man bei der
Fronie

Gronie siehet. Von Vorstellungen, die man zu gleicher Zeit hatte, darf nur eine erneuert werden, so kommen auch die übrigen wieder in's Bewußtseyn zurück, und gemeinlich in derselben Ordnung der Zeitfolge, wie sie das erste mal auf einander folgten. So bringt eine ehemals gehörte und wegen gleichzeitiger Vorstellungen uns interessante Musik oft jene Vorstellungen nach der Reihe wieder hervor.

Wenn wir uns also auf etwas besinnen, oder an etwas erinnern, oder einem andern etwas in Erinnerung bringen wollen; so bedienen wir uns solcher Hilfsvorstellungen von der Zeit, von dem Orte, von der Person u., woran die vergeffene Vorstellung geknüpft ist.

Einige haben von Natur ein starkes Gedächtniß, welches sich durch das Behalten einer Menge von Vorstellungen, die sie zu verschiedenen Zeiten gehabt haben, oder einer langen Reihe auf einander folgender Vorstellungen ausfert. Uebung, öfters Auswendiglernen, kann diese Kraft sehr vervollkommen.

Einbildungskraft.

Mit der Erinnerungskraft ist die Einbildungskraft genau verbunden, und man kann die letztere, als den Grund der erstern ansehen. Doch wiederholt die Einbildungskraft die Vorstellungen, ohne sie als schon gehabte anzuerkennen, welches sie von der Erinnerungskraft wesentlich unterscheidet.

Diese Wiederholung der Vorstellungen geschieht entweder in unveränderter, oder veränderter Form, d. i. sie

werden entweder so, wie sie das erste mal auf die Empfindungen folgten, weder hervorgebracht oder nicht. Jenes thut die Einbildungskraft in engerer Bedeutung, dieses die Phantasie. Die Phantasie trennt, verbindet und mischt den durch die Sinne erhaltenen Stoff auf mannigfaltige Weise, und erzeugt Ideen (Vorstellungen der Phantasie). Werden mehrere Ideen harmonirend zu irgend einem vollkommenen Ganzen zusammengestellt; so entsteht ein Ideal, ein Muster der Vollkommenheit, welches nur in der Phantasie vorhanden ist.

Die Empfindung hat es mit dem Gegenwärtigen, die Einbildung mit dem Abwesenden, die Phantasie mit dem Erdichteten (nicht Wirklichen) zu thun. Wer wachend die Vorstellungen seiner Einbildungskraft für Empfindungen hält, der ist ein Schwärmer, und wer bloße Ideen mit dem Wirklichen verwechselt, ein Phantast. Bei dem letztern liegt gewöhnlich eine Unordnung im Nervensystem zum Grunde, wie z. B. wenn man im hitzigen Fieber phantastirt. Dauert die Verwechslung einer (vornehmlich bestimmten) Idee anhaltend fort (idea fixa), so erfolgt der traurige Zustand der Verrückung, der zuweilen aus einer übermäßigen Anstrengung der Seelenkräfte entsteht, und auch durch die Wirkungen der Phantasie wieder gehoben wird. So heilte Bdrhove einen Verrückten, der sich einbildete, daß ein Vogel in seinem Gehirn säße, und unaufhörlich davon zehrte (wiewol er gar keine Schmerzen empfand), auf folgende Art: Er machte einen Einschnitt am Hinterkopfe, und nach einigen schmerzhaften Operationen zeigte er einen Sperling vor, den er bis dahin verborgen gehalten hatte, mit dem Bedeuten: dies sey der Vogel, der im Gehirn gefressen habe, und mithin sey das Uebel nun gänzlich gehoben. Sofort genas der Kranke, und bekam den völligen Gebrauch seines Verstandes wieder. Bald
dar

darauf beging man die Thorheit, ihm zu entdecken, wie er sich getäuscht habe, und er fiel in sein: Krankheit wieder zurück. *)

Die Einbildungskraft und die Phantasie haben also wie wir schon aus diesem Beispiel sehen, auf den Körper einen mächtigen Einfluß. Sie erregen Krankheiten und heilen sie wieder, und von ihnen allein erhalten die sympathischen Mittel **) und der Wunderglaube ihre geheime Kraft.

§ 3

Am

*) Versuch über die Einbildungskraft, von J. G. J. Maaf, E. 271.

**) Sympathie — so wie das Gegentheil Antipathie — schreibt man organischen und belebten Wesen zu, und versteht darunter etwas Aehnliches, als unter der anziehenden und zurückstößenden Kraft unorganischer Körper. Die Ursache der Sympathie und Antipathie ist theils in der Organisation, theils in der Wirkung der Einbildungskraft zu suchen. Aus diesen beiden Principien erklärt man sich die Sympathie, da wir nämlich in vielen Fällen eben so afficirt werden, wie wir einen andern afficirt sehen, und dies auf die nämliche Art ganz unwillkürlich äußern. Wir gähnen, wenn ein andrer gähnt; wir verziehen das Gesicht zum Lächeln, wenn ein andrer lacht u. s. w. Die Antipathie, oder die physische Aneignung, ist oft bloß eine Täuschung der Einbildungskraft. Wenn z. B. das Gesicht eines Fremden, den wir zum erstenmale sehen, einen so widrigen Eindruck auf uns macht, daß seine Annäherung oder sein Umgang uns unausweichlich wird, so kann dies wol nichts anders als Täuschung seyn. Es gibt aber auch Gegenstände, deren Ausdünstung den Organen einiger Menschen schlechterdings zuwider ist. Eine Frau z. B. hatte einen Abscheu vor dem Honig, sie konnte ihn nicht sehen und noch weniger riechen, oder es wandelten sie Uebelkeiten und Dymnachten an. Bei der Cur einer Wunde am Fuß mischte man einmal, ohne ihr Vorwissen, ein wenig unter die Salbe, und legte

Am wirksamsten zeigen sie sich im Traum, wo sie ganz freies Spiel haben, indem sie nicht von Empfindungen gestört werden. Besonders ist die Phantasie alsdann geschäftig, und eben daher kommt es, daß im Traum zuweilen eine Geistesarbeit gelingt, womit man sich im Wachen vergeblich quälte. Die Verfertigung eines Gedichts, z. B. selbst die Auflösung einer mathematischen Aufgabe, ist größtentheils das Werk der Phantasie, denn sie begreift auch das Abstraktionsvermögen mit unter sich. Im Wachen drängen sich uns oft wider Willen Empfindungen von äußern Gegenständen auf, und unterbrechen das Geschäft der Phantasie; schläft man nun aber mit dem Gedanken an die unbeendigte Arbeit ein, so kann die Phantasie desto ungehinderter wirken, weil die Empfindungswerkzeuge gegen äußere Eindrücke verschlossen sind.

Die im Traum erhöhte Lebhaftigkeit der Phantasie ist auch die Ursach der Vorhersehungen künftiger Dinge, wovon man ganz unlängbare Erfahrungen hat. Wir wissen, daß alle Begebenheiten, sie mögen uns noch so zufällig scheinen, ihren Grund in vorhergehenden Umständen haben, und daß

legte sie auf; allein es dauerte nur einige Minuten, so zeigten sich die gewöhnlichen Zufälle, und man mußte die Salbe wieder abnehmen.

Was nun die obenerwähnten sympathetischen Mittel betrifft, so haben sie wol ohne Zweifel ihre Wirksamkeit nur dem starken Einfluß der Einbildungskraft auf den Körper zu verdanken; denn sie wirken nie, wenn derjenige, bei dem sie angewendet werden, nichts davon weiß, welches doch im entgegenstehenden Fall geschehen müßte. Indes gibt man vor, es finde eine geheime Verbindung (Sympathie) Statt zwischen dem Mittel und der Person, die es braucht, und deshalb nennt man es ein sympathetisches Mittel.

daß folglich die gegenwärtige Zeit die Mutter der zukünftigen ist. Man rechnet es auch gar nicht zu den seltenen Fällen, wenn ein aufmerksamer Beobachter des gegenwärtigen Zeitlaufs eine und die andre zukünftige Begebenheit mit Gewißheit und bestimmt voraus sagt, und man glaubt deshalb noch keine übernatürliche Eingebung, wenn jene Vorhersagung zutrifft. Diese Gabe der Prophezeiung, wozu jeder Mensch von Natur mehr oder weniger Anlage hat, kann durch Uebung, durch gespannte Aufmerksamkeit auf das, was um uns her vorgeht, beträchtlich verstärkt werden. Wir sehen aber nur alsdann mit Bestimmtheit etwas vorher, wenn die Ursachen, die Prämissen, woraus die künftige Begebenheit geschlossen wird, klar genug erscheinen. Oft hingegen haben wir nur dunkle Vorstellungen von den Ursachen, und dann sagen wir, es ahndet uns etwas. Die meisten Vorstellungen dieser Art werden im Wachen von lebhaftern Empfindungen so sehr verdunkelt, daß wir sie gar nicht bemerken, und nur im Traume werden jene zuweilen wirksam und entdecken uns den Zusammenhang der Gegenwart mit der Zukunft, so wie dies auch im Wachen geschehen würde, wenn sie den gehörigen Grad der Klarheit hätten *). Von den thierischen Vorhersagungen haben wir schon oben gesprochen, und die Erklärung derselben, die keinem Zweifel unterworfen ist, kann auch hier einigen Aufschluß geben und zur Bestätigung dienen. **).

§ 4

Bei

- *) S. meine nützliche Unterhaltung für die gebildete Jugend, 1^{te} B. (Berlin, bei Voss) S. 322. und vornämlich S. 357.
- **). Es ist nach den Beobachtungen, die man bisher über den thierischen Magnetismus angestellt hat, nicht unwahrscheinlich, daß durch den heftigen Nervenreiz die Wirksamkeit der äußern Sinne, wie im Schlaf, gehemmt, die Lebhaftigkeit der Phantasie hingegen, wie im Traume, erhöht werden könne. Man kennt in der Geschichte dieser Operation die Klarsehenden (clairvoyants), welche die Gabe der Weissagung besitzen sollen.

Bei den Nachwandlern scheint die Einbildungskraft mehrentheils geschäftiger zu seyn, als die Phantasie; denn alles, was sie vornehmen, ist Wiederholung ihrer gewöhnlichen Handlungen, und zwar in derselben Ordnung, wie sie dieselben wachend zu verrichten pflegen. Unterbricht man diese Ordnung durch ein vorgelegtes Hinderniß, so werden sie irre, und begeben sich zur Ruhe.

Die Täuschungen (Illusionen) der Phantasie, welche vornehmlich aus der Verwechslung der Ideen mit den Begriffen und Vorstellungen entspringen, haben auf unser Wohl und Weh einen unbeschreiblichen Einfluß. Durch sie schaffen wir uns selbst Himmel und Hölle, und malen uns alle Gegenstände mit beliebigen Farben ab. Glücklich, wer diese Täuschungen zeitig kennen und sie von der Wahrheit unterscheiden lernt.

Hier haben wir nun einen kurzen Abriß der Seelenwirkungen. Sie lassen sich, wie wir sehen, alle auf Empfindungen und Vorstellungen zurückführen; sie werden aber immer mannigfaltiger und zusammengesetzter, je weiter sie sich von jenen einfachen Quellen entfernen, bis sie wieder in den gemeinschaftlichen unermesslichen Ocean der Gedanken zusammenfließen.

Aber, fragt hier billig der nachdenkende Mensch, wozu dies alles? Weiß ich, was ich vorher war? wozu ich jetzt dahin? was ich künftig seyn werde? Man kommt ohne sein Wissen auf die Erde, treibt sich eine Zeitlang darauf herum, und verschwindet oft wieder, ehe man recht erfahren hat, was man hier soll, noch weniger, was darnach seyn wird. — Es ist gewiß, daß Millionen Menschen auch unter den kultivirten, in einer düstern und zugleich sorglosen Unwissenheit über diese wichtigen Punkte dahin leben,
und

und daher nie zu einer gewissen Festigkeit und Selbstständigkeit — der Hauptbedingung zum rechten Lebensgenuß — gelangen. Lasset uns also noch kürzlich sehen, wie die Philosophie diese Fragen beantwortet.

Die erste zwar müssen wir ganz bei Seite setzen, denn es ist unmöglich, etwas Befriedigendes über eine Sache zu sagen, die außer dem Kreise der Erfahrung und der Vernunftkenntnisse liegt. Zudem kann es uns wenig nützen, zu wissen, ob wir vor unsrer Geburt schon existirt haben, oder nicht, denn das Bewußtseyn der Persönlichkeit fängt sich erst nach der Geburt an, und dies macht uns doch zu ganz neuen Geschöpfen, wenn auch die Seele mit, oder ohne Organ sonst schon vorhanden gewesen seyn sollte.

Die Beantwortung der zweiten Frage ist uns näher und wichtiger. Denn um zu erfahren, wozu wir auf diese Erde gesetzt sind, dürfen wir uns nur selbst beobachten und kennen lernen, so wie man überhaupt den Zweck eines Dinges aus seiner Einrichtung ersehen kann. Wichtig ist aber diese Untersuchung, weil der Mensch nicht, wie das Thier, von den Naturtrieben allein und sicher zu seiner Bestimmung geleitet wird, sondern hauptsächlich durch die Vernunft. Diese soll ihn zur Kenntniß seiner selbst und die Selbstkenntniß auf den Zweck seines Daseyns führen. Die Gründe zur Entscheidung der gegenwärtigen Frage liegen also schon in der vorhergehenden Betrachtung; hier müssen wir sie nur noch etwas mehr entwickeln.

Jedes lebendige Geschöpf unterscheidet einen angenehmen und unangenehmen Zustand seines Wesens. Nach jenem strebt es; diesen sucht es zu entfernen. Dies Streben und Gegenstreben ist die erste Triebfeder aller seiner Handlungen. So lange es keinen angenehmen Zustand begehrt, als worin

es sich eben befindet, so lange bleibt es unthätig, und die Ruhe selbst ist ihm dann der angenehmste Zustand. Es wird aber aus der Ruhe zur Thätigkeit getrieben, um unangenehme Empfindungen los zu werden und sich angenehme zu verschaffen. Dies geschieht

1. durch Befriedigung körperlicher Triebe;
2. durch den angenehmen Eindruck äußerer Gegenstände auf die Sinne, wie z. B. das Gefühl der Wärme;
3. durch eine behagliche Bewegung des Körpers.

Die Grundlage und die nothwendigste Bedingung des Wohlfeyns ist der ungehinderte Gang der Lebensgeschäfte (Gesundheitsgefühl).

Aber nicht nur die Empfindungen, sondern auch die Vorstellungen von den Dingen, welche angenehme Empfindungen erregen, sind angenehm, und bewirken ein Streben, eine Thätigkeit.

Wenn wir also ein Thier in Ruhe sehen, so können wir sicher schließen, daß ihm dieser gegenwärtige Zustand der angenehmste ist — die eben genannte Bedingung alles Wohlfeyns, die Gesundheit vorausgesetzt. — Sehen wir es in Thätigkeit, so ist eine von den vier Haupttriebfebern wirksam: körperliche Triebe; angenehme und unangenehme Gefühle; Drang zur behaglichen Bewegung (welcher aus dem Gefühl der Gesundheit und der gestillten Triebe entsteht, Vorstellung der Gegenstände, die unangenehme oder angenehme Empfindungen erwecken z. B. wenn der Hund seinen Herrn erblickt u.

Die

Die thierische Natur kennt einen Zustand des Wohlsseyns, wo alles Verlangen, alle Thätigkeit aufhört, und wo jene Triebfedern ruhen; aber er ist von kurzer Dauer, bald regen sich die Triebe und Gefühle wieder, und das Spiel geht von neuem an. So drehet sich das Leben immer fort in einem Kreise von angenehmen und unangenehmen Empfindungen, von abwechselnder Ruhe und Bewegung, umher.

Welches ist nun die Bestimmung der beseelten Geschöpfe auf dieser Erde? Man sieht, daß die Natur alles darauf angelegt hat, daß sie sich wohl befinden können, denn im Stande der Natur genießen sie — bis auf sehr wenige Ausnahmen — einer ununterbrochenen Gesundheit; die Triebe werden leicht befriedigt, und diese Befriedigung ist immer mit angenehmen Empfindungen verbunden; schmerzhaftige Gefühle von äußern Gegenständen und widrige Vorstellungen beunruhigen sie selten; und also ist ihr Zustand im Ganzen genommen, glücklich. Das Bestreben aller geht auch offenbar auf die Erhaltung eines solchen angenehmen Zustandes. Indes ist doch nicht zu läugnen, daß die Natur die angenehmen Empfindungen, als Mittel zu andern Zwecken, vornehmlich zur Erhaltung des Lebens und zur Fortpflanzung des Geschlechts, gebraucht. Folglich ist das Ziel aller Bestrebungen der Geschöpfe — Wohlsseyn; ihre Bestimmung aber wird durch das Streben nach Wohlsseyn erreicht.

Das bisher Gesagte gilt zwar zunächst von den Thieren überhaupt, es kann aber auch auf den Menschen angewandt werden, dessen Bestreben ebenfalls auf Wohlsseyn gerichtet ist. Auch bei ihm macht das Gesundheitsgefühl die Grundlage des Wohlbestehens, körperliche Triebe und Gefühle reizen ihn zur Thätigkeit, und wenn dieser Reiz aufhört, so ruhet er oder drückt seinen behaglichen Zustand durch

durch Bewegungen, durch Spiel und Tanz aus. Diese Neigung zu Spielen und ähnlichen Vergnügungen ist bei dem Menschen viel stärker, als bei dem Thier, und der erste hervorbrechende Strahl der Vernunft. Das Kind, wenn es kaum zum Bewußtseyn gekommen ist, will mit Spiel und Tändeleien unterhalten seyn und nimmt, sobald es sich selbst bewegen kann, mit Leidenschaft Theil daran. So wenig der träge Wilde zu irgend einer nützlichen Beschäftigung aufgelegt ist, wofern nicht dringendes Bedürfniß ihn spornet; so heftig liebt er doch belustigenden Zeitvertreib und strengt seine Kräfte bis zum Ermüden dabei an *). Die Belustigungen der Thiere bestehen blos in körperlichen Bewegungen; der Mensch hingegen vergnügt sich auch ruhend mit Gesang und fröhlichem Geschwätz. Tage lang liegt der, vom heißen Klima erschlafte Afrikaner auf der Erde im Zirkel seiner Bekannten und bringt den größten Theil seines Daseyns mit Schlafen und mit Plaudern zu. Der Grund dieser Neigung zu Vergnügungen dieser Art liegt in dem Triebe der Seele, Vorstellungen zu empfangen und mitzutheilen (so wie die Triebe des Körpers auch auf Anfüllung und Ausleerung gehen). Dieser Trieb erwacht aber nur alsdann, wenn die körperlichen Bedürfnisse befriedigt sind, und er äußert sich durch denjenigen unangenehmen Zustand der Seele, welchen man die Langeweile nennt. **)

Das Thier hat nie Langeweile, denn es fehlt ihm jener Trieb zu Vorstellungen, und seine Thätigkeit, wenn es sich wohl befindet, entsteht aus einem körperlichen Drang, die

*) Robertsons Geschichte von Amerika. Th. I. S. 456.

***) Bei den armen Feuerländern bemerkt man deshalb noch keine Spur davon, weil ihr körperlicher Zustand nichts weniger als behaglich ist.

die mit Lebenskraft erfüllten Muskeln, in Wirksamkeit zu setzen. Der Mensch fühlt zwar diesen Drang bei körperlichen Wohlseyn auch; aber daneben (und nicht selten stärker) den Trieb, Vorstellungen zu empfangen und wieder mitzutheilen. Wir sehen dies schon an Kindern, die noch lieber durch Erzählungen sich unterhalten lassen oder andre unterhalten wollen, als Spiele vornehmen, welche mit Leibesbewegungen verbunden sind; und auch bei diesen ist gegenseitige Mittheilung der Vorstellungen ihr größtes Vergnügen, denn welches Kind spielt gern allein, und wenn es auch für den Körper das behaglichste Spiel wäre? Gebt einem Erwachsenen alles, was zu seinem körperlichen Wohlseyn dient, entzieht ihm aber die Gelegenheit, Vorstellungen zu erhalten und mitzutheilen; die Langeweile wird ihn nur um desto mehr drücken, je besser er sich dem Leibe nach befindet, und je weniger Stoff zur Hervorbringung neuer Vorstellungen er in sich selbst hat. *)

Mitten im Ueberfluß jener Mittel zur Beförderung des körperlichen Wohls wird folglich sein Zustand doch unangenehm seyn, und er wird sich bestreben, seiner los zu werden.

Wir werden also nicht irren, wenn wir folgende Grundsätze, als Resultate dieser Untersuchung, feststellen.

Das Streben des Thiers und des Menschen geht zunächst auf körperliches Wohlseyn, aber den Menschen macht

*) Der schon gebildete, selbstdenkende Mensch empfindet die Beschränktheit der Langeweile oft weniger in der Einsamkeit, als in großer Gesellschaft. Den Ausdruck eines Alten: „ich bin nie weniger allein, als wenn ich allein bin,“ findet Jeder wahr, welcher Erfahrungen dieser Art gemacht hat.

macht das körperliche Wohlfeyn an sich noch nicht ganz glücklich, und seinen Zustand noch nicht so angenehm, daß er nichts weiter verlangen sollte. Ihn reizt ein Trieb der Seele, der dem Thiere gänzlich mangelt, zur Thätigkeit, wenn auch alle körperlichen Triebe ruhen, und die Befriedigung dieses Triebes gewährt ihm ein geistiges Vergnügen.

Körperliches Wohlfeyn und geistiges Vergnügen machen zusammen die Glückseligkeit des Menschen auf dieser Erde. Kein Mensch ist glücklich, der eins von beiden entbehrt. In der Vollkommenheit dieses glücklichen Zustandes gibt es aber unendliche Abstufungen.

Nach der Ordnung der Natur regen sich die körperlichen Triebe früher und heftiger, als der Trieb der Seele. Gene äußern sich zum Theil gleich nach der Geburt, und ihre Befriedigung zielt unmittelbar auf die Erhaltung des Lebens und die Fortdauer des menschlichen Geschlechts. Der Grundtrieb der Seele regt sich entweder gar nicht, oder sehr schwach, so lange die körperlichen Triebe zum Wohlfeyn nur unvollkommen befriedigt sind. Der Zweck desselben und die Bestimmung des Menschen ist Veredlung der menschlichen Natur.

Obgleich die körperlichen Bedürfnisse des Menschen mannigfaltiger und die Mittel zur Befriedigung (wenigstens im kultivirten Stande) entfernter sind, als bei dem Thier; so hat doch der Urheber der Natur dafür gesorgt, daß jeder Mensch sich, dem Körper nach, wohlbefinden kann. Eben so wenig fehlt ihm Gelegenheit zur Befriedigung des Triebes der Seele, und da in diesen beiden Stücken die menschliche Glückseligkeit besteht; so ist offenbar, daß der Mensch dieselbe hier erreichen kann, und nach der Absicht
der

der Natur sie auch erreichen soll. Gesundheit, als das erste Erforderniß zum Wohlsenn, wird dem Menschen eben sowohl angeboren, als den Thieren. Er hat Kräfte genug, sich Unterhalt, Kleidung und den nöthigen Schutz gegen das Ungemach der Witterung zu verschaffen. Der Geschlechtstrieb kann zu seiner Zeit befriedigt werden. Auch bleibt ihm, nach Erwerbung jener Mittel, die zur Erhaltung des Lebens dienen, noch immer Muße übrig, sein Daseyn zu genießen und sich zu vergnügen. Und in diesem behaglichen Zustande fühlt er sich aufgelegt, die Schönheiten der Natur zu beobachten und die Kräfte des Geistes zu entwickeln. Sollte der Mensch, dem ein solches Loos zu Theil geworden ist, nicht glücklich seyn, so glücklich, als es die Vollkommenheit eines so eingeschränkten Wesens gestattet? Warum gibt es aber dennoch, wider die Absicht der Natur, so viel Unglückliche? — Auf diese Frage werden wir in dem folgenden Abschnitt zurückkommen. Hier war es genug, zu zeigen, daß der Mensch die Glückseligkeit auf der Erde, wornach er strebt, erreichen kann.

Wir kommen zu der dritten Frage: was wird der Mensch nach dem Tode? einer Frage, die sich jedem Nachdenkenden aufdringt. Auch der, welcher mit dem sterbenden Cyrus sagen darf: Ich habe glücklich gelebt, denn ich habe alle Freuden des Lebens genossen, als Kind, als Jüngling, als Mann, als Greis; auch der kann sich des Gedankens nicht erwehren: Was bleibt mir nun von allem dem Genuß noch übrig? nehme ich nichts als das Andenken daran mit ins Grab? und vielleicht auch das nicht einmal! Wozu habe ich denn also gelebt? — Die Frage, welche bei dem Eintritt in das Leben entstand: Was soll ich hier? Diese Frage beantwortete mir die Stimme der Natur ganz vernehmlich: du sollst glücklich seyn. Aber wer

ent,

entscheidet jene am Ende meiner Laufbahn mir nun eben so interessante Frage?

Gleichgültig kann die Frage und Antwort allerdings wol Niemanden seyn, wenn gleich der Gedanke an Vernichtung dem unbefangenen Forscher nicht schrecklich ist, und der Weise dadurch in den Grundsätzen der Moralität nicht im geringsten wankend gemacht wird. Denn wer drückt mit Grauen an den Zustand vor seiner Geburt? Und was hat überhaupt das Nichtseyn Furchterliches? Man fürchtet sich ja nur vor dem Uebel, das ist, aber nicht vor dem, das nicht ist. Nur Vorurtheil und Mangel an ruhigem Nachdenken gibt dem Nichtseyn eine grausende Gestalt *).

Auch die Grundsätze der Sittlichkeit für dieses Leben hängen nicht von dem Glauben an ein künftiges ab. Die Tugend macht nie unglücklich, und das Laster nie glücklich. Es wäre ein Widerspruch, das Gegentheil behaupten zu wollen, denn was ist Tugend anders, als Ausübung der Weisheit? und Weisheit, worin besteht sie, als in Beziehung der Wahrheit auf Glückseligkeit? Wenn der Tugendhafte hier oft unglücklich und der Lasterhafte glücklich ist oder scheint — welches freilich wol zutrifft — so ist es weder die Tugend noch das Laster, sondern etwas von beiden verschiedenes, etwas zufälliges, wodurch ein solches Schicksal bewirkt wird. Es bleibt also Tugend der sicherste
und

*) Lesenswerth sind in dieser Hinsicht die Beobachtungen eines Mannes über sich selbst in seiner letzten Krankheit. Moriz. Magaz. zur Erfahrungsseelenk. des 7ten B. 2tes St. S. 71 ff.

und gradeste Weg zur Glückseligkeit, als dem Bestrebungsziel in diesem Leben, wenn auch mit dem Tode alles aufhören sollte.

Aber ganz gleichgültig kann, wie gesagt, die Entscheidung dieser Frage doch nicht seyn, am wenigsten dem, der hier das Ziel seines Strebens nicht erreicht, und das ist ja bekanntlich ein sehr großer, wo nicht der größte Theil der Menschen. Der Unglückliche, der ohne alle Aussicht eines bessern Zustandes in diesem Leben seine Lage verjammert, womit soll der sich trösten? Was hält seine Zunge zurück von der Lästerung des Schöpfers, der ihm ein freudenloses Daseyn gab, und seine Hand vom Mordstahl, um die unerträgliche Bürde des Lebens auf einmal abzuwerfen? — Die Hoffnung der Unsterblichkeit! Sie öfnet ihm die Aussicht in eine frohere Zukunft und stählt seinen Muth wider die gegenwärtigen Leiden.

Doch diese Hoffnung ist vielleicht ein süßer Traum, eine Täuschung der Phantasie, die uns mehrmals ein eingebildetes Glück wünschen, das gewünschte hoffen und das gehoffte, als sicher erwarten läßt? Wir wollen sehen, ob sie einigen Grund hat.

Die Fortdauer der Seele kann so wenig bezweifelt werden, als die Fortdauer der einfachen Theile, woraus der Körper besteht. Vernichtung findet in der Natur, so weit wir sie beobachten können, gar nicht Statt, sondern nur Veränderung, und wenn wir von Vernichtung nach dem Tode sprechen; so verstehen wir auch nichts

Funk's Naturg. Anhang.

M

wei

weiter darunter, als Veränderung. Die Kraft, welche den Körper bewegte, welche empfand und dachte, hört bei einem Tode auf, durch ihre Wirkungen den Sinnen der Lebenden bemerkbar zu seyn, und die bisher verbundenen Theile des Körpers trennen sich allmählig wieder; das ist alles, was uns die Erfahrung im Allgemeinen über diese große Veränderung sagt. Nun ist nicht sowohl die Frage, wo jene Kraft bleibt, als vielmehr, ob sie noch ferner ohne den Körper, in welchem sie Vorstellungen und Bewußtseyn hatte, dergleichen haben kann und wird. Die Erfahrung, die allein vollkommene Gewißheit geben könnte, verläßt uns hier ganz. Wir müssen also mit Hülfe anderer bekannter Wahrheiten uns einig Licht in dieser Dunkelheit anzuzünden suchen.

Die Hoffnung, daß die Seele des Menschen nach der Trennung vom Körper ihr Bewußtseyn behalten werde, gründet sich vornehmlich auf den Glauben an einen allweisß und allgütigen Schöpfer. Einen solchen anzunehmen, ist für den etwas gebildeten Menschen ein unentbehrliches Bedürfniß. Man kann freilich das Daseyn desselben eben so wenig beweisen, als das Daseyn der Seele (denn das Daseyn eines Dinges wird nur durch sinnliche Anschauung erkannt); aber man fühlt sich doch bei Betrachtung der Welt gezwungen, sich eine erste Ursach von allem, was da ist, zu denken, und also das Daseyn einer Gottheit für nothwendig zu halten. Betrachtet man ferner die unergründlich weise und kunstvolle Einrichtung der Geschöpfe, so muß man sich dieses Wesen als die Quelle aller sittlichen Vollkommenheit, als das Urbild der Weisheit und Güte, vorstellen, und man kann sich

sich nicht enthalten, mit der wärmsten Empfindung des Herzens anzurufen:

Brüder: überm Sternenzelt

Muß ein lieber Vater wohnen!

Dieser Glaube kann aber nicht gelehrt werden; er ist kein Gegenstand des Gedächtnisses, sondern Bedürfnis des Herzens, welches erst für das Sichere, Wahre und Gute sich interessiren muß, ehe der Gedanke an die Gottheit lebendig wird. Gleiche Bewandniß hat es mit der Unsterblichkeit. Ein strenger Beweis läßt sich davon nicht führen, aber der Glaube an einen weisen und gütigen Schöpfer erzeugt auch den Glauben von dem fort dauernden Bewußtseyn der Seele nach dem Tode. Denn so wie bei den Thieren durch den Trieb nach Wohlseyn noch andre Zwecke erreicht werden, die sie gar nicht ahnden; so führt uns auch der Trieb nach Glückseligkeit ohne unsre Absicht und meist wider unser Wissen, zu einem andern Ziel, zur Entwicklung unsrer Kräfte und zu einer stufenweise fortschreitenden Vollkommenheit. Diese löset sich wiederum in Glückseligkeit auf, wenn sie zu unserm Bewußtseyn kommt, und so unterstützen sich beide wechselseitig und bringen uns immer weiter, und es ist kein fester Punkt bestimmt, über den es nicht hinausgeht.

Die Thiere drehen sich in einem engen Kreise des körperlichen Wohlseyns umher; der Mensch und das ganze Menschengeschlecht steigen auf der Leiter der Glückseligkeit und Vollkommenheit, während ihres jetzigen Lebens, immer höher, ohne die letzte Stufe bestimmen zu können.

Sollte denn mit dem Tode der so mühsam erworbne Schatz von Kenntnissen, die erhöhte Denkkraft, ganz verloren gehn? Sollten wir nicht zu einem dauerhaften Genuß der Glückseligkeit gelangen, wonach unser Herz schmachtet, und der uns hier nur unvollkommen zu Theil wird? Das will der gute Gott gewiß, der sich in der ganzen Schöpfung als den Gott der Liebe bewiesen hat; er wird es wollen, und weiter bedürfen wir ja nichts, um der frohen Hoffnung gewiß zu seyn.

Nein! nicht schwelgendem Gewürme
Ewig überlassner Raub,
Noch ein Spiel der Erdenstürme
Bleibet unsrer Herzen Staub.
